

Unterhaltendes.

Aus Nacht zum Licht.

von Hugh Conway.

22)

(Nachdruck verboten.)

„Ja. Ich wage es, davon zu sprechen. Ich verwendete das Ganze für die Freiheit — für Italien. Als Vormund hatte ich es in meiner Verwaltung. Und ich, der ich meinen eigenen Vater, meinen eigenen Sohn beraubt haben würde, hätte zögern sollen, ihr Geld anzugreifen für einen solchen Zweck? Jeder Heller wurde für die große Sache verbraucht und wurde gut angewandt.“

„Es war ein Verbrechen, eine Waise zu berauben.“

„Nennen Sie es, wie Sie wollen. Geld mußte aufgetrieben werden. Weshalb sollte ich meinem Lande nicht ebenso gern meine Ehre opfern, wie ich ihm mein Leben geopfert haben würde?“

„Streiten wir darüber nicht, die Sache ist abgetan.“

„Ja, aber ich wollte Ihnen nur erklären, weshalb ich Paulinen eine Heimat verschaffen mußte. Ueberdies, Mr. Vaughan,“ hier sank seine Stimme zu einem Flüßtern herab, „lag mir daran, ihr diese Heimat sobald als möglich zu verschaffen. Ich habe eine Reise vor mir, eine Reise, deren Dauer und deren Ausgang ich nicht absehen kann. Wer weiß, ob ich jemals zurückkehre. Ich zweifle, daß ich in diese Unterredung eingewilligt haben würde, wäre dies nicht der Fall; aber es ist eben möglich, daß wir einander niemals wiedersehen.“

„Das heißt, Sie sind an irgend einer Verbindung beteiligt, an einer Verschwörung?“

„Nehmen Sie es, wie Sie wollen. Jetzt aber sage ich Ihnen adieu!“

So sehr ich dem Manne zürnte, konnte ich es doch nicht verweigern, die Hand zu ergreifen, welche er mir entgegenstreckte.

„Leben Sie wohl!“ sagte er. „Es ist möglich, daß ich Ihnen in ein, zwei Jahren schreibe und Sie frage, ob meine Vorhersagung über Paulinens Genesung eingetroffen ist; versuchen Sie es aber nicht, mich zu finden oder sich nach mir zu erkundigen, wenn ich stumm bleibe.“

So schieden wir. Der Wagen erwartete mich, um mich in mein Hotel zurückzubringen. Auf meinem Wege dahin kam ich an dem Manne vorbei, den Generi Macari genannt hatte. Er winkte dem Kutscher anzuhalten, stieg in den Wagen und nahm an meiner Seite Platz.

„Haben Sie den Doktor gesehen, Mr. Vaughan?“ fragte er.

„Ja. Ich komme soeben von ihm.“

„Und haben von ihm alles, was Sie wissen wollten, erfahren?“

„Er beantwortete mir die meisten Fragen.“

„Aber nicht alle? Generi wird sich wohl davor hüten!“

Er lachte, und sein Lachen klang cynisch und höhnisch. Ich sagte nichts.

„Hätten Sie mich gefragt“, rühr er fort, „ich würde Ihnen mehr gesagt haben als Generi.“

„Ich kam hierher, um von Doktor Generi Auskunft zu erhalten über den Geisteszustand meiner Gattin, den Sie jedenfalls kennen. Wenn Sie mir etwas mitteilen können, was mir nützen mag, bitte ich Sie es zu tun.“

„Haben Sie ihn gefragt, woher das Uebel stammt?“

„Ja. Er sagte es rühre von einer Erschütterung her.“

„Haben Sie ihn gefragt, was für eine Erschütterung? Sagte er Ihnen das nicht?“

„Er hatte, wie es schien, seine Gründe, dies zu verschweigen.“

„Ja. Triftige Gründe. — Familienverhältnisse.“

„Wenn Sie mir etwas mitteilen können, bitte, tun Sie es.“

„Nicht hier, Mr. Vaughan. Der Doktor und ich sind gute Freunde. Sie wären imstande, zu ihm zurückzukehren und ihm etwas anzutun, und die Schuld käme dann auf mich. Sie gehen, wie ich vermute, nach England zurück?“

„Ja. Noch heute.“

„Geben Sie mir Ihre Adresse und ich werde Ihnen vielleicht schreiben, oder noch besser: wenn ich Ihnen etwas mitzuteilen geneigt bin, besuche ich Sie bei meinem nächsten Aufenthalt in London und mache dabei zugleich Mrs. Vaughan meine Aufwartung.“

Ich war so gespannt darauf, dieser Sache auf den Grund zu kommen, daß ich ihm meine Karte gab, worauf er dann den Wagen anhalten ließ und ausstieg. Er lästete den Hut und ich las einen boshafsten Triumph in seinen Augen, als sie die meinigen trafen.

„Adieu, Mr. Vaughan! Vielleicht ist Ihnen noch Glück zu wünschen dazu, daß Sie eine Frau geheiratet haben, deren Vergangenheit nicht wachzurufen ist.“

Mit diesem letzten Stich, einem Stich, der tief ging und festsaß, verließ er mich. Und er that gut daran, sonst hätte ich ihn an der Kehle gefaßt, um ihn zu zwingen, seine letzten Worte zu erklären.

Sehnsucht im Herzen, mein armes Weib wiederzusehen, reiste ich in aller Eile nach England zurück.

6. Kapitel.

Ansprüche auf Verwandtschaft.

Ja, sie freute sich, mich wiederzusehen! Sie begrüßte mich in ihrer unsicheren, traumhaften Weise, und meine Furcht, sie werde mich in dieser kurzen Zeit ganz vergessen haben, erwies sich als grundlos. Sie erkannte mich und bewillkommte mich. Meine arme Pauline! O, daß ich ein Mittel fände, diese schlummernden Sinne zu neuem Leben zu erwecken!

Monate hindurch ereignete sich nichts von Belang. Wenn, wie Generi es vorhergesagt, die Krankheit meiner Frau sich nach und nach wieder besserte, so war dieser Prozeß jedenfalls ein unbeschreiblich langjamer. Es gab Zeiten, wo sie mir besser schien, dann wieder Zeiten wo

sie schlimmer war. Im Grunde trat wenig oder gar keine Veränderung bei ihr ein. Stundenlang war sie in ihre Apathie und Teilnahmslosigkeit versunken und sprach nur, wenn man sie anredete; doch folgte sie mir willig überall hin und war in allen Stücken gehorsam, wenn ich ihr meine Wünsche verständlich machen konnte. Arme Pauline!

Die besten Aerzte Englands haben sie besucht, aber alle sagen dasselbe. Sie kann genesen; aber jeder fügt hinzu, die Wahrscheinlichkeit der Heilung hänge davon ab, daß man die Umstände, die das Uebel verschuldet hätten, kenne. Werde ich dieselben aber jemals erfahren?

Generi läßt nichts von sich hören, noch hat Macari mir die versprochene Aufklärung geschickt. Doch die Furcht, die mir die boshafsten Worte des letzteren eingejagt haben, überwiegt meinen Wunsch, ihn zu sehen. Teresa, welche möglicherweise in die Sache ein wenig Licht hätte bringen können, ist verschwunden. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich den Doktor nicht gefragt habe, wo ich sie finden könne; doch würde er mir die Antwort wahrscheinlich verweigert haben. So geht die Zeit dahin. Alles, was ich tun kann; ist, daß Zeit und Pflege ihre Genesung herbeiführen werden. Wir wohnen noch immer in Walpole-Street. Ich hatte anfangs vor, ein Haus zu kaufen und einzurichten. Aber wozu? Pauline hätte demselben ja doch nicht vorstehen können, hätte sich nicht dafür interessiert, und es wäre doch kein wirkliches Heim gewesen. So blieben wir in meiner alten Wohnung, wo wir fast ein Einsiedlerleben führen.

Da ich keinen meiner Freunde aufzusuchen wage, wirft man mir vor, daß ich alle alten Bekanntschaften vernachlässige. Einige, die Paulinen gesehen haben, schreiben mein Verhalten der Eifersucht zu; andere wiederum andern Ursachen; aber ich glaube, bis jetzt hat keiner die Wahrheit erraten.

Es gibt Zeiten, wo ich meinen Kummer nicht länger ertragen zu können glaube — Zeiten, wo ich wünsche, daß Kenyon mich nie in jene Kirche in Turin geführt hätte; dann gibt es aber wieder Zeiten, wo ich fühle, daß meine Liebe für mein Weib, so hoffnungslos sie auch ist, mich zu einem besseren und sogar glücklicheren Manne gemacht habe. Ich kann stundenlang in ihr liebliches Gesicht sehen, wie ich ein Gemälde oder eine Statue betrachten könnte. Ich versuche es, mir dieses Gesicht vom Lichte des Geistes verklärt vorzustellen, wie es einst gewesen sein muß. Ich sehne mich danach, zu erfahren, was diesen dunklen Vorhang über ihre Seele gezogen haben mag, und ich bete darum, daß derselbe eines Tages zerreißen und ich ihre Augen verständnisinnig in die meinigen blicken sehen möge. Wenn ich nur die Gewißheit hätte, daß dies jemals eintreffen werde, wollte ich geduldig harren, wenn es sein müßte, harren, bis unser Haar ergraut.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

— Hr. Gartenbauinspektor Held von Hohenheim hielt kürzlich in Calw einen Vortrag über Obstbau. Der Redner sprach über richtige Düngung der Obstbäume und führte aus: Wie jede Pflanze des Landbaus, so brauche auch der Obstbaum eine abwechselnde Düngung, wenn er Früchte tragen soll. Dieselbe hat sich nach der Bodenart, nach dem Standort und nach der Art der einzelnen Bäume zu richten. In unserer Gegend fehle es dem Boden vor allem an Kalk und Phosphorsäure; darum seien hier vor allem Düngemittel zu reichen, die diese Nährstoffe enthalten. Das Thomasmehlmehl enthalte 50% Kalk und bis zu 20% Phosphorsäure und sei darum das geeignetste Düngemittel für die Bäume in unserer Gegend. Der Apfelbaum insbesondere sei sehr kalkbedürftig. Die Düngung hat schon beim Baumanfang so zu geschehen, daß man das Baumloch zu einer Vorratskammer für den Baum macht, doch darf der Dünger nicht unmittelbar an die Wurzeln gebracht werden; dies gilt insbesondere von Mist und Gülle. Eine Düngung mit Gülle allein genügt dem Baume nicht, denn sie enthält weder Kalk noch Phosphorsäure. Sie regt wohl zum Trieb an, aber nicht zum Fruchtansatz. Kalk trägt zur Blattbildung bei, darum soll dem Baum auch abwechslungsweise Kainit gereicht werden. Ein wohlfeiles, gutes Düngemittel für Obstbäume ist die Holzasche, die im Verein mit Gülle dem Baume alle Nährstoffe bietet. Alle Dünger müssen aber als Untergründerdüngung unter die Traufe der Bäume vergraben werden, wenn solche auch wirklich dem Baume und nicht bloß dem Rasen zu gute kommen sollen. Zu diesem Zweck macht man mit dem Spaten Löcher oder zieht mit dem Pflug Furchen rings um den Baum, gibt die Düngemittel bei und schließt dann die Löcher wieder. Thomasmehl wirkt als Dünger mehrere Jahre, darf aber nicht zu dicht eingestreut werden. Superphosphat, Gülle und Chilisalpeter wirken nur ein Jahr. Der Baum soll entweder im späten Herbst oder bald im Frühling gedüngt werden. Eine Düngung im September regt den Baum nochmals zum Triebe an, das Holz wird aber nicht mehr winterhart. Ein richtig gedüngter Baum ist widerstandsfähig gegen Frost und Krankheit, insbesondere gegen Krebs; auch treibt er stets neues Fruchtholz, so daß er wohl selten „verjüngt“ werden muß. „Besser gedüngt als verjüngt.“ Jungen Bäumen soll man ja keine ungeschälten tannenen Baumpfähle geben, da leicht Borkenkäfer übertragen werden. Ein Anstrich mit Kalk tötet viele Feinde des Baumes und sollte nie versäumt werden.

— Für die englische Bibelgesellschaft bedeutet jede Kriegserklärung eine plötzliche und außerordentliche Vermehrung der Arbeit. Schon bevor der russisch-japanische Krieg begann, war der Agent der Gesellschaft in Yokohama weitsichtig genug, die Zeichen der Zeit zu lesen und bat den Kriegsminister um die Erlaubnis, die hl. Schrift unter die Soldaten, die in den aktiven Dienst gingen, verteilen zu dürfen. 50 000 japanische Evangelienbücher und 5000 japanische Testamente wurden sofort vorbereitet, und so wurden die Truppen des Mikado, als sie zur Front gingen, mit Evangelienbüchern

versehen. Die Gesellschaft verteilt die hl. Schrift unparteiisch an die Heere auf beiden Seiten. Während des Krimkrieges wurden 204 569 Exemplare der hl. Schrift bei den Verbündeten und dem Feinde in Umlauf gesetzt. Im deutsch-französischen Kriege überstieg die Anzahl der Exemplare, die an die französische und die deutsche Armee verteilt wurden, über eine Million; sie kosteten der Gesellschaft 400 000 Mk. Während des letzten süd-afrikanischen Krieges wurden 133 000 Bibeln, Testamente und Evangelienbücher in den Jahren 1900 und 1901 an die Kriegführenden beider Parteien und an die Familien in den Konzentrationslagern verteilt, die Lieferungen ungerchnet, die in die Truppen der Kolonien verteilt wurden.

— Nach der letzten japanischen Missionsstatistik betrug im Jahre 1902 die Gesamtzahl der eingeborenen Christen in Japan rund 130 000 Seelen. Davon waren 46 634 Protestanten, 26 680 griechische und 55 824 römische Katholiken. Das sind keine großen Zahlen im Vergleich zu der auf 46 Millionen berechneten Bevölkerung des Inselreichs. Aber das Resultat gewinnt an Bedeutung, wenn man erfährt, daß erst vor 30 Jahren die Strafgesetze gegen die Christen aufgehoben und die Dekrete gegen die „böse Sekte“ von den öffentlichen Anschlagbrettern entfernt wurden. Es ist bezeichnend für die japanischen Verhältnisse, daß die gebildeten Schichten des Volks am ersten in Beziehungen zur christlichen Religion getreten sind. Die ländliche Bevölkerung hält sich fast ganz fern, dagegen soll die Hauptstadt Tokio nicht weniger als 14—15 000 Christen unter ihren Bewohnern zählen. Aus den Gemeinden der verschiedenen Missionsgesellschaften sind bereits die Inhaber folgender angesehenen Ämter hervorgegangen: ein Kabinettsminister (Graf Noki); ein Präsident und ein andres Mitglied des Reichsgerichts; zwei Präsidenten im Unterhause des Parlaments; zwei oder drei Vize-Staatsminister u. s. w. Im ersten Reichstag saßen zwölf Christen. Im Heer sollen 155 christliche Offiziere sein; auch einige hervorragende Stellen in der Marine sind mit Christen besetzt. Auf den Universitäten und an den höheren Regierungsschulen findet man unter Lehrern und Lernenden die Christen in unverhältnismäßig großer Zahl. Dasselbe gilt von den Studierenden, die auf Kosten der Regierung ins Ausland gesandt werden. Drei der großen Tageszeitungen Tokios stehen unter Leitung christlicher Männer. Von den Wohltätigkeitsanstalten, die auf christliche Initiative zurückzuführen sind, sei nur das treffliche Waisenhaus in Olayama erwähnt. „Dieses Hervorleuchten von Christen“, lesen wir in Mundingers eben erschienenem Buch „Japan und die Japaner“ (Verlag von D. Gundert in Stuttgart), dem wir diese Angaben entnehmen, „ist nicht auf Rechnung des Zufalls zu setzen. Sie haben auf das Leben des japanischen Volkes einen tiefen Eindruck gemacht. Der Einfluß, den man ihnen zugestanden hat, ist ein Tribut, den man der Religion, die sie zu dem machte, was sie sind, unbewußt entrichtet.“

Zur Orientierung über die Mission in Japan sei auf folgende neuere Schriften

Dalton. Auf Missionspfaden in Japan. Bremen. Ed. Müller. 1895. 5,40 Mk.
 Munzinger. Die Japaner. Wanderungen durch das geistige, soziale und religiöse Leben des japan. Volkes. Berlin 1898. 5. Mk.
 Munzinger. Japan und die Japaner. Stuttgart. Gundert. 1904. 1,50 Mk.
 Haas. Geschichte des Christentums in Japan. I. Erste Einführung des Christentums in Japan durch Fr. Xavier. Tokio und Berlin 1902. 6 Mk.
 Kanjo Utschimura. Wie ich ein Christ wurde. Bekenntnisse eines Japaners. Stuttgart. Gundert. 1904. 1 Mk.
 Schiller. Das heutige Japan und das Christentum. Heidelberg. Evang. Verlag. 1903. 20 Pfg.
 Schmiedel. Was lehrt und lernt der Missionar in Japan. Berlin 1898. 50 Pfg.

(„Er schlippte sich die Krawatte.“) In der Kieler Zeitung ist zu lesen: E. Eckstein leistet sich in seinem letzten Roman „Roderich Köhl“ den Satz: „Er schlippte sich die Krawatte“. Ueber diese schöne Bereicherung unserer armen Sprache spottet die Schlesische Schulzeitung, indem sie folgende Nachahmungen empfiehlt: „Nachdem Edgar sich auf das Kanapee gesofat hatte, kerkzte er ein Talglicht an, bei dessen trübem Schein er das versprochene Schreiben an seine Braut briefte, dann heinkleidete er neue Hosen an, chemisettete ein reines Vorhemd an, zigarrete sich eine Havanna an, likörte einen Kognak, kneiserte sich ein Pincenez auf und beinte spazieren.“

(Das Unmögliche.) „Nur hereinspiziert, meine Herrschaften!“ rief der Ausrufer vor der Bude. „Hier sehen Sie den Mann ohne Arme, der mit seinen Füßen alles tun kann, was ein anderer mit seinen Händen tut, nur eine einzige Sache nicht! Und das wäre?“ „Handschuhe anziehen, das kann er nicht.“

(Erkannt.) Student: „Machen Sie mir, bitte, einen Anzug.“ — Schneider: „Bedauere sehr, arbeite für kein Verfasamt.“

Gemeinnütziges.

— Um Fensterscheiben und Spiegel zu reinigen, werden dieselben mit kaltem Wasser gewaschen und wenn sie sauber sind, mit reinem Löschpapier oder mit Fensterleder trocken poliert. Bleiben nach diesem Verfahren noch Flecken im Glase zurück, so reibe man dieselben mit Spiritus oder Essig aus. Im Sommer liefern frische Brennesseln ein gutes Putzmittel. Man nehme dieselben fest in ein Bündel zusammen, tauche sie in kaltes Wasser, reibe die Scheiben damit ab, spüle mit kaltem Wasser nach und poliere das Fensterglas mit Löschpapier oder Fensterleder trocken.

— Um Gipsfiguren ein marmorähnliches Aussehen zu verleihen, werden dieselben mit einer Mischung von 2 Teilen Stearin, 2 Teilen venetianischer Seife und 1 Teil Pottasche (im Wasser durch Kochen aufgelöst, sodas die Lauge dünnflüssig ist), mehrmals überstrichen. Die Flüssigkeit kann erst drei Tage nach ihrer Zubereitung in Gebrauch genommen werden.